Frankfurter Rundschau | Mittwoch, 16. September 2009 | 65. Jahrgang | Nr. 215 | D/R/S

Mittwoch, 16. September 2009 | 65. Jahrgang | Nr. 215 | D/R/S | Frankfurter Rundschau

Ein Mann fürs Leben

Als Spiegel-Reporter porträtierte er die Mächtigen der Republik. Seit seiner Krebsdiagnose stellt er sich selbst ins Zentrum seiner Gedanken und Nachforschungen. Zu Besuch bei Jürgen Leinemann / Von Ulrike Simon

So sehr sich Jürgen Leinemann auf diesen Termin gefreut hatte, so groß war seine Angst davor. Endlich wieder unter seinesgleichen, unter Journalisten; Aufmerksamkeit bekommen, gefragt werden, gefragt sein. Aber ob ihn seine Kraft und seine Stimme durchhalten lassen? Ob man ihn verstehen wird?

Bei Reinhold Beckmann hat er abgesagt. Fernsehen, da war er sicher, das wäre zu viel für ihn. Aber diesen Auftritt wollte er meistern.

Am Dienstag sitzt Jürgen Leinemann, geboren in Celle, langjähriger Spiegel-Reporter, Biograf großer Männer und in der eigenen Branche allemal selbst ein Großer, vor gut 40 Journalisten in Berlin und stellt sich den Fragen zu seinem Buch, „Das Leben ist der Ernstfall". Darin erzählt er vom Krebs, seiner Krankheitsgeschichte und wie er dadurch lernte, sich seinem Leben zu nähern.

Ob man dem Tod nah sein muss, um sich solche existenziellen Fragen zu stellen, will ein Journalist mit ernster Miene wissen. Es reicht, in den Ruhestand gehen zu müssen, kontert Leinemann und provoziert einen Lacher, nicht den einzigen an diesem Vormittag.

Leinemann mag körperlich schwach sein. Die intellektuelle Auseinandersetzung sucht er. Doch er muss sich konzentrieren. Ausschweifende Erklärungen kann er sich nicht leisten. Jede Silbe kostet Kraft. Dass er überhaupt reden kann, verdankt er der Sprachkanüle, die in seinem Hals steckt. Sie ist verdeckt vom weichen Stehkragen des Hemdes. Wäre es stiller, würde man ihr Geräusch hören. Es erinnert an eine Luftpumpe, wie sie Stoß für Stoß einen Fahrradschlauch aufbläht.

Als er nach der Operation aufwachte, dachte er, die Sprache verloren zu haben

Als Jürgen Leinemann vor anderthalb Jahren nach der Operation, zu der er von den Ärzten regelrecht gedrängt worden war, unfähig zu sprechen, dachte er, alles verloren zu haben, was ihn ausmacht: die Sprache.

Doch nun hat er sein neues Buch vorgestellt. Nach einer Stunde hat er zudem mehrere Exemplare signiert, einige Bekannte umarmt und sogar ein kleines Radiointerview gegeben. Er hat den Termin gemeistert.

Das Buch ist ein Psychogramm seiner selbst. Schonungslos, analytisch und trotz aller Emotionalität weit entfernt von Kitsch hat er über seine Schwächen und Stärken geschrieben, über Niederlagen und Höhenflüge, seine Sucht: die überwundene nach Alkohol und die nicht überwundene nach Arbeit und Anerkennung.

Seit 1971 arbeitete er beim Spiegel, dem Magazin, das ihn zu dem gemacht hat, was er ist und das ihn selbst in der Zeit nicht hängen ließ, als er wegen seiner Sauferei nicht da war.

„Der Spiegel ist mehr als eine Arbeitsbeziehung", sagt Leinemann. 2007, wenige Monate vor der Diagnose, Zungengrundkrebs, war er in Ruhestand gegangen. Vor zwei Wochen veröffentlichte der Spiegel vorab Auszüge aus seinem Buch. Sein Foto prangte auf der Titelseite. Geschmacklos fanden das manche. Leinemann sagt, er fühlte sich geehrt. Eine Woche später erschienen Leserbriefe, einige zeugten von Hochachtung und Dank, andere fragten: „Wer will das lesen?", „Eitel bis in den Tod!"

Das Sterben erlebt eine mediale Karriere wie nie zuvor. Schwer gezeichnet dankte Rudi Carrell bei seinem letzten Auftritt der Pharmaindustrie dafür, noch einmal auf einer Bühne stehen zu können. Christoph Schlingensief hat ein Buch über seinen Lungenkrebs veröffentlicht. Gregor Diez von der Süddeutschen Zeitung schrieb vom Sterben seiner Mutter. Über Walter Jens´ Demenz verfasste Sohn Tilmann ein Buch. Weltweit wurde das öffentliche Sterben der „Big-Brother"-Teilnehmerin Jade Goody begleitet.

Das Publikum reagiert mit einer Mischung aus Wissbegier und Voyeurismus. Andere wenden sich angewidert von so viel Intimität ab und fragen: Muss das sein?

Einige Tage vor der Buchpräsentation in Berlin-Wilmersdorf. Leinemann sitzt zu Hause auf seinem schwarzen Sofa, vor ihm zwei Gläser. Das transparente mit Wasser zum Ausspülen des trockenen Mundraums; das Gelbe zum Ausspucken. Hin und wieder hustet er sich den Schleim aus dem Hals und wischt mit dem Taschentuch über den Mund.

Leinemann kann nicht trinken, nicht essen. Drüben im Arbeitszimmer steht sein Galgen, wie er ihn nennt. Über einen Schlauch und eine Sonde bekommt er dreimal täglich Flüssigkeit und Nahrung zugeführt. Er ist sich bewusst, dass man ihm vorwerfen kann, seine Krankheitsgeschichte zu vermarkten: „Ich empfinde das nicht als Vorwurf. Das ist ein Tatbestand", sagt er und zieht die Schultern hoch. „Ich habe ein Buch geschrieben, also will ich, dass es sich verkauft." Die Intention sei jedoch eine andere gewesen. Selbsttherapie, dazu das Gefühl, etwas bewirken zu können.

Leinemann ist 1937 geboren. Er gehört zu jener Generation, die unter dem Schweigen der Eltern litt, die wissen wollte, was da war in der Zeit des Nationalsozialismus. Sie wusste, Reden hilft zu verstehen. So entstand eine Generation, die sich gern selbst bespiegelt und damit die Themengenden bestimmt. In den Siebzigern ging es um Sexualität und Emanzipation, in den Achtzigern um die Midlife-crisis. Jetzt wird diese Generation alt, krank, stirbt – und wieder steht sie mit ihren Befindlichkeiten im Mittelpunkt.

Er lebt bewusster denn je. Und er hält sich nicht mehr für den Nabel der Welt

Leinemann stößt mehrfach ein zustimmendes Ja durch seine Sprachkanüle. Mit diesem Mann würde man sich gern streiten. Rede und Gegenrede, sich gegenseitig unterbrechen, übertönen – dazu fehlt ihm die Kraft. Wer sich von dem Buch belästigt fühle, müsse es ja nicht lesen, sagt Leinemann nach einer Pause. Andererseits gebe es heute eben so viele Alte und Kranke wie nie zuvor, begründet er das gesellschaftspolitische Interesse am Umgang mit Krankheit, Alter, würdevollem Leben, medizinischer Versorgung und selbstbestimmtem Sterben.

Sich theoretisch damit zu beschäftigen ist das eine. Wer selbst davon betroffen ist, sei es unmittelbar oder mittelbar über einen nahen Menschen, sucht Wege, mit dem Sterben umzugehen. Das Leugnen der Krankheit, Depressionen, Zorn sind Phasen dieses Wegs hin zur Akzeptanz, heißt es in der Sterbeforschung.

Leinemann hat den Lernprozess hinter sich und lebt derzeit wohl bewusster denn je. Und er ist bemüht, „mich nicht mehr für den Nabel der Welt zu halten".

„Teilen hilft", sagt er. Durch Teilen, durch Mitteilen hat er seine Alkoholsucht überwunden: „Es spielt eine große Rolle, dass ich seit mehr als 30 Jahren gewöhnt bin, in Therapien, in der Selbsthilfegruppe, offen über die eigenen Schwierigkeiten zu reden. Ich habe gelernt, dass es mir und anderen hilft sich auszutauschen." Jeder geht mit seinem Leben anders um, mancher isoliert sich. Leinemann redet, und – schließlich ist er Journalist – er schreibt.

Zu schreiben heißt Gedanken zu ordnen. Als Leinemann, der immer Tagebuch geführt hatte, 2007 vom Zeit-Magazin gebeten wurde, über seine Krebserkrankung zu schreiben, stimmte er zu. Er wusste, das Schreiben tut ihm gut. Die Resonanz ließ ihn spüren, dass er Mut und Trost spendet, dass er das Bewusstsein für diese Krankheit stärkt. Krebs zu bekämpfen ist das eine. Mit den Folgen zu leben das andere. Alles, was bösartige Zellen bekämpft, Bestrahlung, Chemo-Therapie, zerstört auch die gesunden. Leinemanns Tumor ist nicht mehr da, ein Umstand, dem er nicht traut. Sein Immunsystem ist angegriffen, auch sein Herz. Nachdem er sich einen Backenzahn ziehen lassen musste, heilte die Wunde nicht. Im Frühjahr wurde er am Kiefer operiert, zum zweiten Mal schon.

Immer wieder gibt es Momente, in denen sich Leinemann fragt: „Was soll das alles noch?" Wie tags zuvor, als der Schlauch zur Magensonde verstopft war und er wieder einmal zum Krankenhaus fahren musste. Mit beiden Fäusten schlägt er sich auf die Schenkel. Dann sagt er, diese Momente der Depression und Selbstaufgabe würden seltener, weniger dramatisch. Er hat gelernt, die Krankheit zu akzeptieren. „Das Leben ist ganz schön heftig", sagt er, „heftig und kraftvoll."

Es wird nicht das letzte Buch sein, das Jürgen Leinemann schreibt. „Ich mag nicht nur rumsitzen und mir die Zeit mit Lesen vertreiben." Worum es geht, will er nicht sagen, nur so viel: Es handelt nicht vom Kranksein. „Das soll ja nicht mein Lebensthema werden." Daraus lernen und weitermachen ist Leinemanns Prinzip. Er hat seine Niederlagen, zerstörte Illusionen, die Alkoholsucht und nun die Krankheit genutzt, um als Journalist noch wacher beobachten, analysieren und schreiben zu können. Bewundert wie gefürchtet war Leinemann für seine politischen Analysen, noch mehr für seine Politikerporträts. Dank seiner eigenen Therapien erkannte er Abgründe, Widersprüche und Charakterschwächen bei anderen. Sein Buch „Höhenrausch" über die Droge der Macht fand höchste Aufmerksamkeit.

„Wenn man mal fief unten war, dann achtet man darauf, dass das nicht wieder passiert"

Als er am 8. Mai dieses Jahres, auf den Tag zwei Jahre nach der Krebsdiagnose und zwei Tage vor seinem 72. Geburtstag, den Henri-Nannen-Preis für sein Lebenswerk entgegennahm, rührte er mit seiner Dankesrede, angestrengt, aber verständlich vorgetragen. Das sei wohl ein Abschiedsgeschenk, sagte er, und dass „Lebenswerk ohnehin schon ein bisschen abschließend klingt, als käme nun überhaupt nichts mehr. Ja, als wär´s dann mit dem Leben vorbei – doch fühle ich mich keineswegs am Ende. Ich kann noch sehen, hören und fühlen, und schreiben kann ich auch noch. Und so werde ich wohl noch weiter arbeiten, solange es eben geht. Es tut mir gut."

Das Publikum, allesamt Kollegen, stand auf und klatschte. „Davon zehre ich noch jetzt", sagt er und schiebt sich tiefer in sein Sofa. Leinemann suchte sein ganzes Leben Anerkennung. Bekam er sie nicht, plagten ihn Versagensängste, auch existenzielle. Der Mangel an Selbstwertgefühl scheint der Ursprung seiner Alkoholsucht, seiner besessenen Arbeitsweise. Er habe das wohl seiner Mutter zu verdanken, sagt er.

Seine Mutter war stets darauf bedacht, dass er adrett aussieht, ja nicht wie ein Bauernjunge. Es hat etwas Zwanghaftes, was er als Junge daraus entwickelt hat. Das Fremdbild war wichtiger als das Selbstbild. Leinemann nickt. Dann fährt er sich über die Wangen, schaut kokett und sagt: „Ich habe mich heute extra rasiert, das habe ich vier Tage nicht gemacht." Nach einer Pause sagt der trockene Alkoholiker: „Wenn man schon einmal so tief unten war wie ich, so dicht an der Verwahrlosung, dann achtet man darauf, dass das nicht wieder passiert. Das ist wie eingebrannt, diese Angst, irgendwo in der Gosse zu landen."

Jürgen Leinemann ist längst sein eigener Therapeut: „Vieles habe ich weggekriegt, vieles hat sich gemildert. Ganz weg ist es nicht. Ich bin auf dem Weg."

Unvorstellbar war für ihn, so zu leben wie er es jetzt tut. Reden, Reisen, Schreiben, all das uneigeschränkt, das war sein Leben, ein schönes Leben, sagt er. Sich davon zu verabschieden, fällt schwer. „Aber das Gefühl, dass ich mich vom Leben insgesamt verabschieden muss, das habe ich im Moment nicht", sagt er. Er lebt, und zwar „nicht nur so, dass ich sage, es geht. Ich erlebe schöne Momente".

Er hat seine Frau, seine Tochter, die beiden Enkel, vier und sechs Jahre, seinen Schwiegersohn, seine Freunde – und die Freude aufs jährliche Ritual, das Gespräch mit seiner Frau beim Strandspaziergang auf der Insel, die immer sein Fluchtpunkt war. Bevor ihn beim Aufstehen ein kleiner Schwindel überkommt, sagt Jürgen Leinemann, so bestimmt, wie er kann: „Weihnachten will ich wieder nach Sylt fahren."



Jürgen Leinemann, „Das Leben ist der Ernstfall", Hoffmann & Campe Hamburg 2009, 240 S., 20 Euro.



SASCHA MONTAG